

Angstbilder in Hoffnungsbilder verwandeln

Prof. Dr. Gerd Theißen, Jahrgang 1943, ist emeritierter Professor für das Fach Neues Testament an der Universität Heidelberg. Sein Schwerpunkt liegt auf den Gebieten der Sozialgeschichte des Urchristentums und des historischen Jesus. Daneben hat er verschiedene Predigtbände, eine Predigtlehre und eine Bibeldidaktik veröffentlicht. In der hier abgedruckten und am 23.11.2014 in Heidelberg gehaltenen Predigt über 2. Petrus 3,3-10 fragt er, was uns die alten biblischen Bilder heute noch sagen können.



2 Petr 3,3-13

„Ihr sollt vor allem wissen, dass in den letzten Tagen Spötter kommen werden, die ihren Spott treiben, ihren eigenen Begierden nachgeben und sagen: Wo bleibt die Verheißung seines Kommens? Denn nachdem die Väter entschlafen sind, bleibt es alles, wie es von Anfang der Schöpfung gewesen ist. Denn sie wollen nichts davon wissen, dass der Himmel vorzeiten auch war, dazu die Erde, die aus Wasser und durch Wasser Bestand hatte durch Gottes Wort; dennoch wurde damals die Welt dadurch in der Sintflut vernichtet. So werden auch der Himmel, der jetzt ist, und die Erde durch dasselbe Wort aufgespart für das Feuer, bewahrt für den Tag des Gerichts und der Verdammnis der gottlosen Menschen.

Eins aber sei euch nicht verborgen, ihr Lieben, dass ein Tag vor dem Herrn wie tausend Jahre ist und tausend Jahre wie ein Tag. Der Herr verzögert nicht die Verheißung, wie es einige für eine Verzögerung halten, sondern er hat Geduld mit euch und will nicht, dass jemand verloren werde, sondern dass jedermann zur Buße finde. ...

Wir warten aber auf einen neuen Himmel und eine neue Erde nach seiner Verheißung, in denen Gerechtigkeit wohnt.“

Liebe Gemeinde,

War es ein Irrtum, als Jesus und die ersten Christen das nahe Ende der Welt und den Anfang einer neuen Welt erwarteten? Das behaupten nicht nur Spötter, wie unser Predigttext sagt. Das sagen heute alle, die in Glaubensfragen aufrichtig sein wollen. Dieser Irrtum hat auch etwas Gutes. Wenn man ihn erkannt hat, kann man die Bilder der Bibel nicht mehr wörtlich nehmen. Wenn man ihn erkannt hat, kann man das Glaubensbekenntnis mit neuen Worten sprechen. Religionskritiker sagen zwar, das sei das Ende des Glaubens. Christliche Fundamentalisten applaudieren. Ich aber sage: Das ist das Ende des naiven Glaubens. Und dieses Ende begann schon bei Jesus.

Jesus hat den Irrtum der Naherwartung geteilt, aber auch überwunden. Er begann als Anhänger Johannes des Täuflers. Der erwartete das Ende der Welt. Die Axt ist schon an die Wurzel der Bäume gelegt. Das Gericht kommt. Jesus hat sich taufen lassen, um ihm zu entgehen. Denn das Gericht kam so schnell, dass keine Zeit mehr war, die eigene Umkehr unter Beweis zu stellen. Daher bot der Täufer einen Ersatz an. Gott akzeptiert die Taufe als symbolische Umkehr – noch im allerletzten Augenblick. Doch die Naherwartung des Täuflers war ein Irrtum.

Jesus hat diesen Irrtum geteilt, und er hat ihn überwunden. Wodurch? Als der Täufer hingerichtet wurde, erwarteten seine Anhänger: Jetzt greift Gott ein. Jetzt muss ein Strafgericht kommen. Aber die Welt ging nicht unter. Nur die Sonne ging unter und wieder auf – und schien weiter über Gute und Böse, auch über die Menschen, die den Täufer umgebracht hatten. Jesus erkannte, Gott liebt seine Feinde. Er lässt sie leben. Er lässt seine Sonne über sie aufgehen. Er gibt ihnen eine Chance zur Umkehr. Jesus machte aus Untergangsbildern Bilder des beginnenden Heils. Damit hat er das Christentum bis heute geprägt.

Die Jünger folgten Jesus darin. Das zeigt unser Predigttext. Er sagt: Gott will den Menschen eine Chance zur Umkehr geben, darum geht das Leben weiter. Vor allem sahen sie: Damit beginnen Glück und Heil schon hier und jetzt.

Die ersten Christen erwarteten nicht nur das kommende GOTTESREICH. Sie waren überzeugt: Es beginnt in der Gegenwart. Jesus hatte beim Abschied gesagt. Ich trinke den Kelch erst wieder, wenn ich ihn im Reich Gottes trinke. Die ersten Christen tranken bei jedem Abendmahl aus dem Kelch. Jedes Abendmahl feiert, dass das Reich Gottes schon jetzt beginnt verborgen wie der Same in der Erde.

Die ersten Christen erwarteten nicht nur die AUFERSTEHUNG, sie waren überzeugt. Sie hat Ostern schon begonnen. Das Johannesevangelium sagt: Jeder, der glaubt, ist schon jetzt vom Tod zum Leben hindurchgedrungen. Im Glauben beginnt die Ewigkeit schon hier und jetzt.

Die ersten Christen erwarteten nicht nur das zukünftige GERICHT. Das Gericht, das der Täufer angekündigt hatte, war für sie stellvertretend schon über Jesus hereingebrochen und hatte alle anderen verschont. Das Johannesevangelium sagt: Jeder, der an Jesus glaubt, hat das Gericht schon hinter sich. Wer nicht glaubt, richtet sich selbst.

Die ersten Christen erwarteten nicht nur die EWIGKEIT. Jesus hatte die Tür zu ihr geöffnet und den Weg zu ihr gebahnt. Der Hebräerbrief sagt: Jesus ist als Hohepriester in die ewige Welt Gottes hineingegangen. Alle Christen dürfen ihm folgen. Alle, nicht nur der Hohepriester, dürfen ins Allerheiligste der Ewigkeit – in die Nähe Gottes.

Jesus und die ersten Christen stellen uns so vor die Aufgabe: Wie können *wir* genauso wie sie Weltuntergangsbilder in Bilder des Heils verwandeln? Wie können wir in ihnen etwas entdecken, was kein Irrtum und keine Illusion ist. Als ich studierte, nannte man das Entmythologisierung. Sie deutete alle Bilder auf Änderungen des einzelnen Lebens zwischen Geburt und Grab. Sie formulierte ihre Botschaft in existenzphilosophischen Sätzen, misstraute der einprägsamen Macht mythischer Bilder, Sie vernachlässigte, dass jede Religion (auch das Christentum) dem Menschen einen Ort im Ganzen der Wirklichkeit geben will und dass sie Visionen für das soziale Zusammenleben entwirft. Eine Entmythologisierung heute sollte die Bilder in ihrer Anschaulichkeit ernst nehmen und neben ihrer existenziellen Bedeutung auch ihre *kosmische* und *soziale* Dimension aktivieren.

Was wäre eine *kosmische* Deutung der Endzeitbilder – in einer Zeit, in der alle Sinn- und Gesamtdeutungen der Welt zusammengebrochen sind? Übriggeblieben ist m.E. nur die Evolutionstheorie, wenn man sie auf die Evolution vor der Entstehung des Lebens ausdehnt und auf die kulturelle Evolution des Lebens über die Natur hinaus. Dann umfasst sie als vorläufiger Rahmen unseres Wissens alles, was wir zurzeit von der Realität wissen. Sie sagt aber nichts über den Sinn des Gesamtgeschehens. Keiner weiß, wohin die Evolution uns führt. Keiner weiß, wie sie endet. Evolutionäres Denken kann nur plausibel machen, dass Lebewesen entstanden sind, die nach Sinn suchen – sei es, dass wir ihn in der Welt *entdecken*, sei es, dass wir mit ihm die Welt *verzaubern*. In der Bibel lebt diese Suche nach Sinn. Sie kleidet die Welt in mächtige Bilder. Die Welt wird als Prozess gedeutet, der zu Ende geht. Katastrophen- und Hoffnungsbilder stehen unausgeglichen nebeneinander. Die Lehre vom Ende der Welt, die so genannte Eschatologie, ist eine theologische Baustelle ohne Ordnung. Reich Gottes, Auferstehung, Gericht, Ewigkeit – alles steht da wild neben- und durcheinander da. Kein Wunder: Wir wissen nichts Sicheres über die Zukunft. Und so behelfen wir uns mit unvereinbaren Hoffnungsbildern. Hinzu kommt: Immer wieder verschiebt sich das Ende – wie bei der größten Baustelle unserer Republik, dem Berliner Flughafen. Bei dem erleben wir jedes Jahr aufs Neue eine Parusieverzögerung.

Das kühnste Endzeitbild in der Bibel ist für mich die Vision vom Menschensohn in Daniel 7. Die Gesamtgeschichte wird als Übergang vom Reich der Tiere zum Reich des Menschen gedeutet. Dieser Weg führt durch Krisen und Katastrophen. Mit Hilfe des Bildes vom kommenden Menschen können wir entdecken: Wir sollten nicht nach einem *missing link* zwischen Tieren und uns Menschen in der Vergangenheit suchen. *Wir* selbst sind das *missing link*. Wir stehen noch immer mitten im Übergang von Tieren zu Menschen.

Höhepunkt dieser auf den Menschen zentrierten urchristlichen Endzeitbilder ist das 8. Kapitel des Römerbriefs. Paulus deutet in ihm die ganze Schöpfung als Geburtsprozess. Alle Katastrophen und Leiden sind Geburtswehen des neuen Menschen. Die Schöpfung sehnt sich danach, dass er erscheint. Der Mensch ist noch nicht das Ebenbild Gottes, zu dem er geschaffen ist. Er muss es noch werden.

Und eben das ist die große Hoffnung. Selbst wenn die Evolution ins Leere liefe – wir könnten es ertragen und damit leben. Wenn wir gewürdigt sind, in unserem verschwindenden Leben den kleinen Schritt vom Reich der Tiere in das Reich der Freiheit zu tun, als erste Freigelassene der Schöpfung, dann hätte der Weltprozess sein Ziel erreicht – schon hier und jetzt. Dann leuchtet in dieser Welt das Ebenbild Gottes auf. Dann kann man mit der Dichterin Marie Luise Kaschnitz sagen: „Wir hören nicht auf zu wandern, bis wir verwandelt sind“, verwandelt nämlich in das Ebenbild Gottes.

Man kann und muss die biblischen Endzeitbilder deshalb zweitens auch *sozial* deuten – als soziale Utopie. Auch wenn sie von *kosmischen* Katastrophen sprechen, führen sie diese auf menschliches Fehlverhalten zurück. Sie tasten nach einer Welt, wie sie sein könnte, wenn wir uns anders verhielten. Der Vergleich des künftigen Weltuntergangs mit der Sintflut in unserem Text stimmt ja nur, wenn menschliche Sünde Ursache der Katastrophen ist.

Wir kennen solche Schuld- und Angstbilder, wenn auch in anderer Weise. Wir plündern unseren Planeten aus, verseuchen ihn mit Müll, zerstören ihn durch die Ungleichheit von Armut und Reichtum, gefährden ihn durch Kriege. Können wir solche Angstbilder in Hoffnungsbilder verwandeln? Unser Text bietet ein Hoffnungsbild. Es ist das Bild von einer neuen Welt, in der Gerechtigkeit wohnt. Wenn ich darüber nachdenke, sage ich mir: Diese Welt, in der Gerechtigkeit wohnt, kann auch keine vollkommene Welt sein. Gerechtigkeit ist nur nötig, wo Ungerechtigkeit bekämpft wird. Verteilungsgerechtigkeit ist nur nötig, wo Knappheit herrscht, Strafgerechtigkeit nur, wo Gesetze gebrochen werden, Tauschgerechtigkeit nur, wo Leistung und Lohn nicht stimmen, Gemeinschaftstreue nur, wo Menschen untreu sind. So paradox es ist: Wenn in der neuen Welt Gerechtigkeit herrschen soll, kann das keine vollkommene Welt sein. Der Vergleich dieser Welt mit der Zeit vor und nach der Sintflut bestätigt meine Vermutung. Die Welt vor der Sintflut war voll Ungerechtigkeit; ebenso die Welt nachher. Was können wir also von den Endzeitbildern der Bibel lernen? Dass es sich lohnt, in allen Katastrophen nach einer Welt Ausschau zu halten, in der Gerechtigkeit wohnt – obwohl wir nie vollkommene Gerechtigkeit realisieren werden. Doch können wir uns in Richtung auf größere Gerechtigkeit bewegen. Diese Richtung sollen wir festhalten. Als Marie Luise Kaschnitz nach dem Krieg in ihre Heimat zurückkehrte, schrieb sie Gedichte über die Hoffnung mitten in Trümmern. Ich zitiere aus einem Gedichtzyklus aus dem Jahr 1946/47:

Darum Betrübte Ihr
Elendgeübte Ihr
Hungernde Frierende
Ewig Verlierende
Eilet nicht –

Wanderung, Wandlung, dieses
Eine ist gewiß:
Die Gärten des Paradieses
Die Täler der Finsternis
Sind nicht so weit entfernte
Länder wie wir geglaubt
Und nicht jeder Ernte
Stehen wir beraubt. ...

(Wir) lauschen der Stimme des andern
Tages, der in uns beginnt
Und hören nicht auf zu wandern
Bis wir verwandelt sind.

In zerbombten Städten unter hungernden Menschen hält dies Gedicht fest: Es gibt einen anderen Tag, der jetzt schon beginnt – zwischen dem verlorenen Paradies und den Abgründen der Finsternis, die sich im Krieg aufgetan hatten. Dass aus Trümmern und Katastrophen noch einmal eine Gesellschaft entstehen würde, in der in vielen Teilen dieser Gesellschaft der Wille zur Gerechtigkeit lebendig ist, auch wenn er sich nicht in allen Teilen durchsetzt, das verdanken wir denen, die Katastrophen- in Hoffnungsbilder verwandelt und die Suche nach einer Welt mit Gerechtigkeit nicht aufgegeben haben.

Die Endzeitbilder der Bibel enthalten drittens einen *individuellen* Appell an jeden einzelnen. Naherwartung ist im Leben des Einzelnen leicht nachvollziehbar. Wir werden sterben. Wir nähern uns mit jeder Sekunde unserem Tod. Wir erleben hier auch „Parusieverzögerung“ als Glück, wenn eine Diagnose sich als Irrtum erwies – und wir das Gefühl haben, das Leben darf weiter gehen. Aber es bleibt ein Leben in Naherwartung. Der Tod kommt. Er fordert, die Zeit zu nutzen. Er erinnert an die befristete Chance zur Umkehr – auch im letzten Augenblick. Er verlangt eine Entscheidung zwischen altem und erneuertem Leben. Dieser Gegensatz wird in Endzeitbildern in die Welt projiziert als Gegensatz zwischen einer alten und einer neuen Welt. Diese Bilder verlangen von uns aber nicht nur eine Entscheidung (das wurde bei früheren Entmythologisierungsversuchen einseitig betont). Sie verlangen vor allem, sich für eine Realität zu öffnen, die unabhängig von unseren Entscheidungen schon immer da ist: für die Realität Gottes. Sie ist eine Realität jenseits des Todes. Keiner weiß, wohin sich die Menschen entfernen, die sterben. Keiner kennt die Stille, in die wir im Tode eingehen. Der Ewigkeitssonntag ist der Tag der Erinnerung an die Toten und des Gedankens an unseren Tod. Jeder Abschied, der hinter uns liegt, tut weh. Jedes bevorstehende Ende bedeutet Angst. Unter jedem Grabstein liegt eine Weltgeschichte. Mit jedem von uns geht eine Weltgeschichte zu Ende. Das Schweigen, in das wir im Tod eingehen, ist Gott selbst. Die Toten sind in seiner Stille geborgen. Paulus sagt: Am Ende wird Gott alles in allem sein. In diesem All sind wir geborgen.

Es ist freilich sehr menschlich gesprochen, wenn man sagt, das alles geschehe am Ende der Zeiten. Gottes Zeit ist anders als unsere Zeit. „Tausend Jahre sind vor Dir wie ein Tag“, sagt der Psalm 90. Auch das ist nur ein Bild für das Ganz Andere der Ewigkeit. Der Psalm beginnt mit den Worten: „Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Wenn wir mit Gott Kontakt haben, haben wir Kontakt mit der Ewigkeit. Eben darin liegt ein großes Glück schon hier und jetzt – selbst wenn wir am Ende vor den Trümmern und Fragmenten unseres Lebens stehen, selbst dann dürfen wir sagen: „Wir lauschen der Stimme des andern / Tages, der in uns beginnt. / Wir hören nicht auf zu wandern, / bis wir verwandelt sind.“

Dieses Glück kennen heute nur wenige. Ich zitiere zum Abschluss zwei Stimmen, die von diesem Glück zeugen. Eine distanziert sich von kirchlicher Frömmigkeit, eine andere knüpft an die Bibel an.

Vor kurzem gestand ein Psychologe in der ZEIT, dass er sich „allmählich spirituellen Fragen“ öffne. Er sagte: „In meinem Normalleben bleibt das Mysterium meines Seins ganz im Hintergrund. ... Aber dann und wann, und immer häufiger vertauschen sich Figur und Hintergrund. Dann habe ich bei ganz alltäglichen Verrichtungen plötzlich das Gefühl, das wundersame Mysterium meines Daseins zu fassen. Dann erfahre ich den Augenblick als etwas, was um seiner selbst willen geschieht.“ Er ist dann „von ehrfürchtigem Staunen erfasst“. Es kommt in ihm ein Gefühl auf von „Lebenskostbarkeit, das sich noch verstärkt, wenn ich weiß, dass ich nicht ewig bin.“¹ Er beteuert, das sei möglicherweise „religiös“, aber ganz gewiss „nicht im kirchlichen Sinne.“

Natürlich ist das religiös (nur dass man heute so etwas in manchen Kreisen nicht religiös“ nennen darf) – und ganz gewiss ist es im Sinne der Kirche, zumindest der Kirchen, die in sich eine Toleranz für viele Ausprägungen von Glauben und Frömmigkeit haben, wie das in unseren Kirchen der Fall ist. Dass wir mit solchen Erfahrungen und Gedanken Motive der Bibel aufgreifen, möge ein zweiter meditativer Text zeigen, den ich über die biblische Zeitrechnung schrieb, nach der 1000 Jahre wie ein Tag sind. Er handelt von der Lebenskostbarkeit des Augenblicks im Angesicht von Tod und Vergänglichkeit.

1000 Jahre sind vor Dir wie ein Tag.
Das ist Gottes Zeitrechnung.
Sollen wir mit ihrer Hilfe lernen,
unser Leben aus einer weiten Perspektive zu sehen?
Dann wäre unser Leben wie die Stunde eines Tages,
ein flüchtiger Augenblick im Strom der Zeit.
Sollen wir uns also nicht so wichtig nehmen,
weil alles in diesem Strom vergeht?
Oder sollen wir lernen,
umgekehrt zu rechnen
und jeden Tag erleben,
als sei er 1.000 Jahre,
um ihn wie eine Ewigkeit auszuschöpfen?
Wie schön wäre es,
wenn sich die Augenblicke des Glücks zu Jahren erweitern,
wenn eine schöne Musik nie aufhört,
ein Kuss kein Ende hat.
Aber auch der Augenblick der Angst und der Not
dauerten dann eine Unendlichkeit.
Wer könnte das aushalten?
Am besten ist, wir lernen,
dass jedes Jahr ein Jahr ist,
jeder Tag ein Tag,
jede Stunde eine Stunde
und jeder Augenblick ein Augenblick,
in dem Gott nahe ist.
Und dass unser Leben dadurch unendlich wertvoll wird
in jedem Jahr,
in jeder Stunde,

¹ Vorabdruck aus B. Pörksen/F. Schulz von Thun, Kommunikation als Lebenskunst. Philosophie und Praxis des Miteinander-Redens, Heidelberg 2014, in ZEIT Nr.38, 11. Sept. 2014, S. 62.

und auch in diesem Augenblick,
den wir jetzt gemeinsam erleben.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als unsere Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in
Christo Jesu. Amen.